



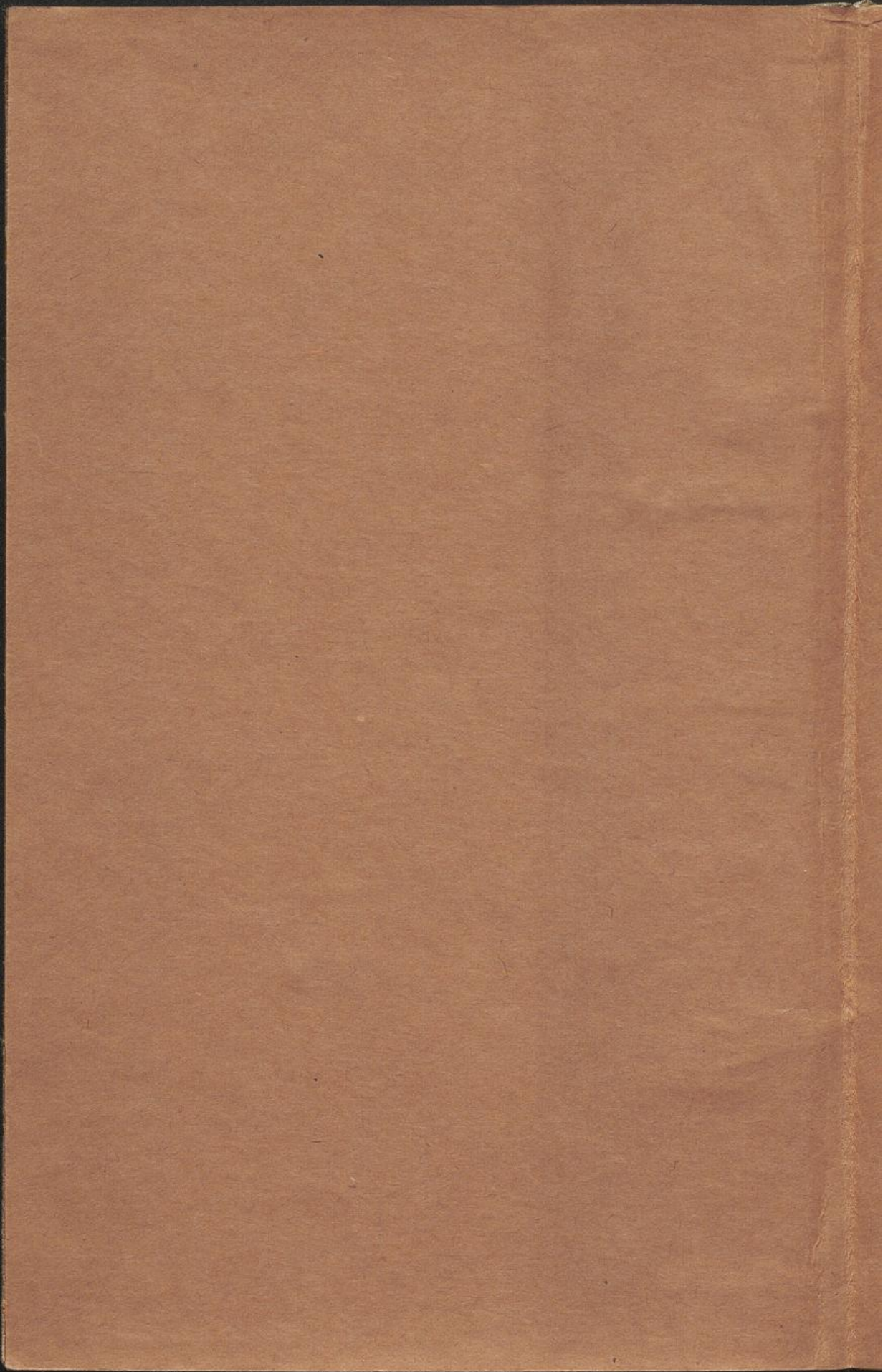
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

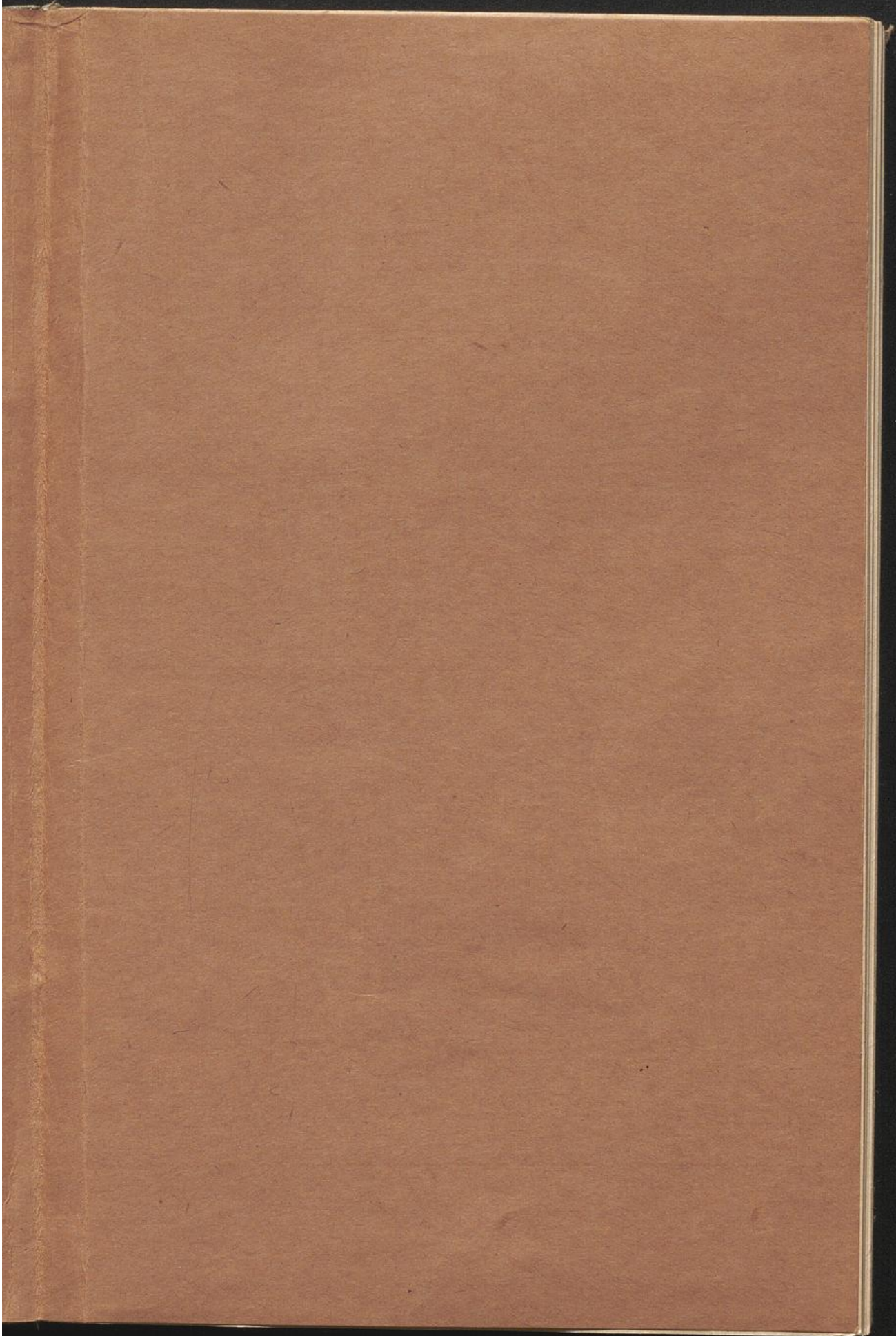
Caritasblüten aus der Mission 1929

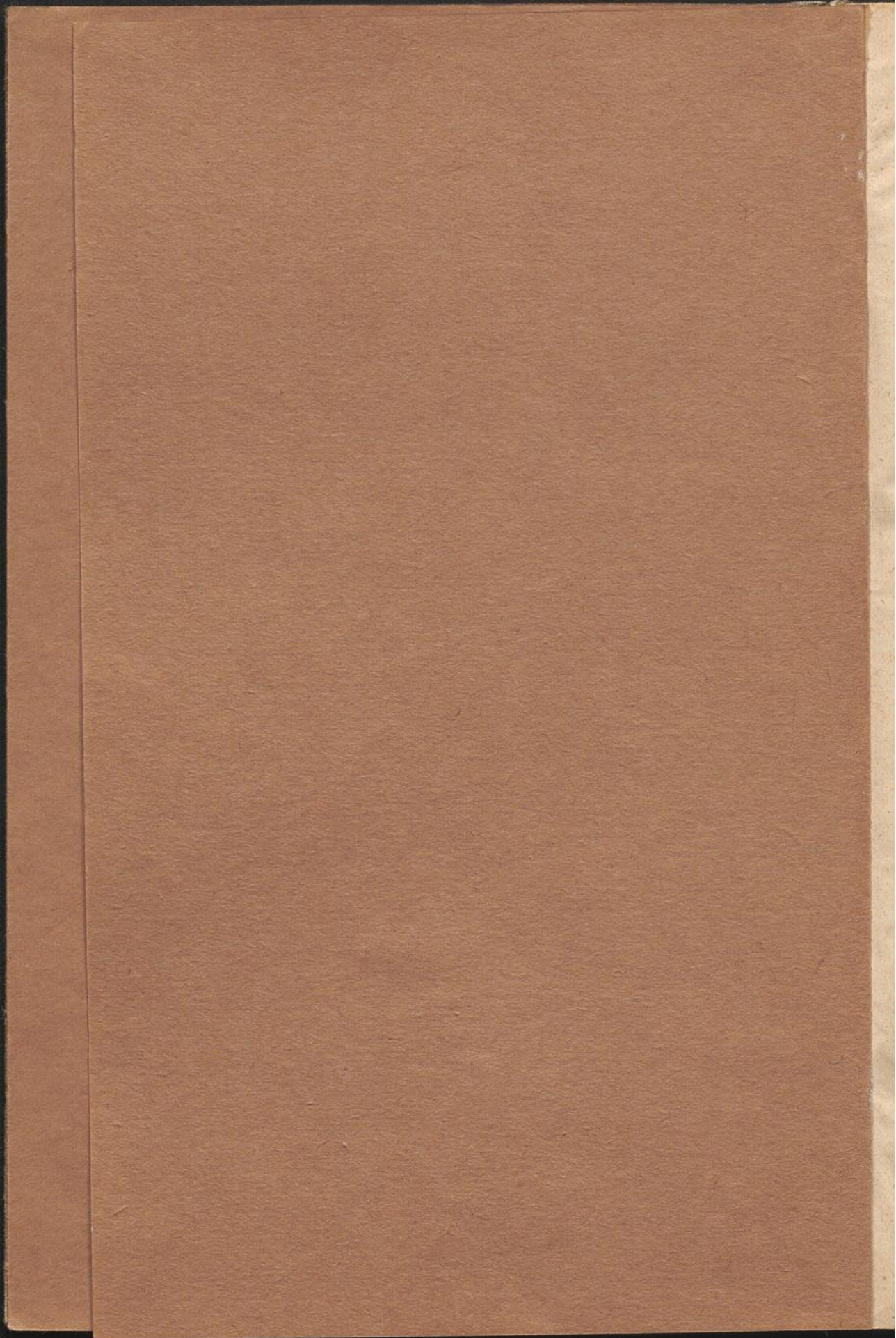
1 (1929)

iten









Mutterhaus-Archiv
der Missionsschwestern
vom kostbaren Blut

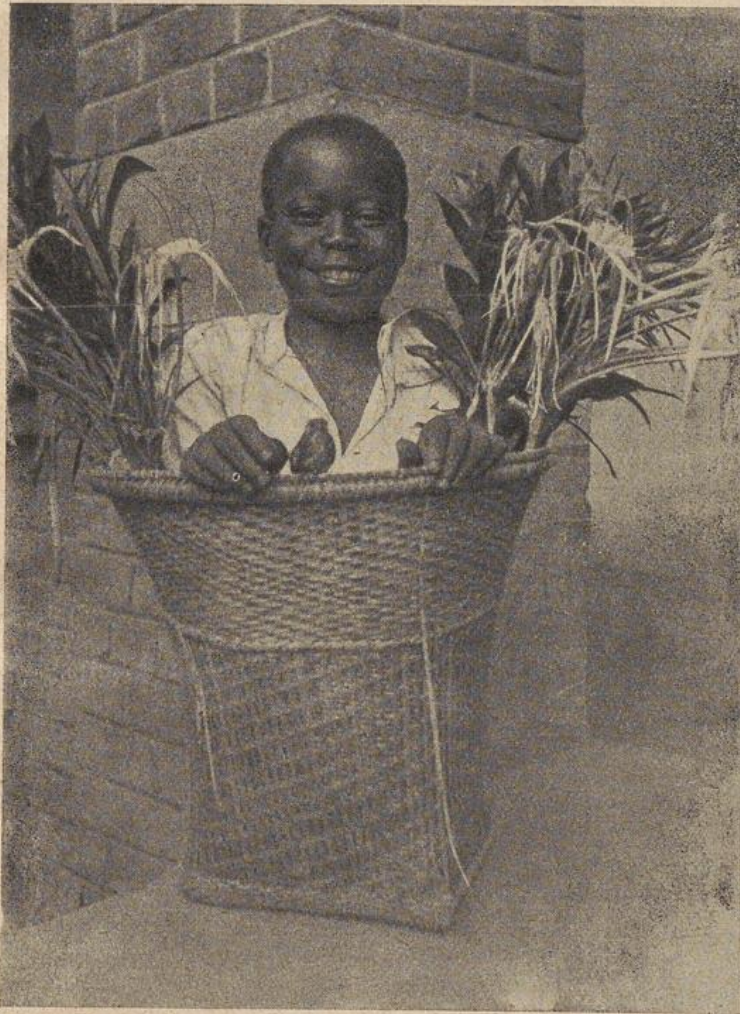
M.B.

Caritasblüten

Nr. 1

Januar

1929



Glückseliges Neujahr!

Meine duftigen Blumen, sie grüßen Euch all,
Mein lustiges Vöglein beglückwünscht Euch all.
Mit dankbarem Herzen ruf ich es hinaus:
Gott segne die Leser, ihr Heim und ihr Haus!
Glückauf zu 1929!



Stürmisches Neujahr in Kilema

Neujahrsplauderei von Schwester M. Engelberta

Leise, leise auf Engelschwingen
 Schwebt es herab, und die Glocken singen,
 Um es zu preisen, um es zu grüßen —
 Und es folgen ihm dicht auf lautlosen Füßen
 Friede und Kummer —
 Glück und Leid, —
 Wachen und Schlummer,
 Schmerz und Freud,
 Hoffen und Zagen,
 Reichtum und Not,
 Segen und Klagen,
 Leben und Tod!
 Und so ziehet es ein — und ein heimliches Beben
 Betend sich Herz und Hände erheben
 Und wallen dem jungen Jahr entgegen
 Und flehen und beten nur — Segen — Segen!

Sin neues Jahr! Gleich einem Kindlein lag es noch in der Wiege und schaute mit den jungen Augen hoffnungsfreudig ins Leben. Goldene Löckchen wehte ihm spielend der Sommerwind auf die Stirne, denn hier in Ost-Afrika ist es im Januar und Februar Hochsommer.

Es war Neujahr 1928, aber sonderbar! Wie fing das Kindlein gleich am ersten und zweiten Tage gar so stürmisch an! Zwei Tage zuvor, also noch im alten Jahre, war Mutter Ubalda auf Visitationsreisen gegangen; so herzlich hatten wir alle von ihr Abschied genommen, Schwester Oberin begleitete sie noch bis hinab zur Steppe. Alle hatten wir den festen Willen, das

neue Jahr recht gut zu beginnen, aber siehe da, in unserem trauten Refektorium war es doch sonst immer so stille, es ging immer so leise zu. Doch plötzlich fing fast bei jeder Mahlzeit oder sonstigen Zusammenkunft ein nie dagewesenes Poltern an. Eine Schwester warf fast den Stuhl um, eine andere schüttete gar eine halbe Tasse Kaffee auf das blütenweiße, frische Tisch-tuch, und die dritte ließ vor Schrecken Messer und Gabel fallen, daß es nur so klirrte. Was war das? Der nächste Tag, der 3. Jänner, war nicht viel besser, da polterte die Afrika-Tante, welche sich etwas früher in den 1. Stock hinauf zur Ruhe begab, ließ den Leuchter fallen, so daß unter ihr die Schwestern vor Schrecken meinten, es sei etwas Schlimmes passiert. Der Leuchter, der einzige, der im Hause war, lag in Scherben, sonst war nichts geschehen. Der 4. Jänner schien friedlicher, leiser verlaufen zu wollen, doch — man soll den Tag nicht vor dem Abend loben — da erschien beim Abendessen, die sonst so fröhliche Schw. Theadildis ganz stille mit einer verbundenen Hand. Und es sollte noch ganz anders kommen! — Posttag war es, Donnerstag; bei uns kommt nur einmal die Post, und das ist jedesmal für die eine oder andere der Schwestern ein kleiner Freudentag, denn man teilt sich gegenseitig mit, was man aus der Heimat, oder von lieben Wohltätern oder Missionsfreunden erfahren hat.

Aber diesmal bekam nur unsere muntere Schwester Richardis, die eben noch heiter am Erzählen war, einen Brief und zwar, wie es sich erst am Schluß herausstellte, die traurige Todesnachricht ihres innig geliebten Vaters. Ruhig, gelassen, nur still und tief ergriffen hat die gute Schwester diese Botschaft aufgenommen. Wir vergaßen alle Scherz und Spiel und nahmen den innigsten Anteil.

Da kam das Fest der heiligen drei Könige. Es war den ganzen Tag ungemein stürmisch, die Türen flogen einem aus der Hand, und die Fensterläden klapperten. Glasfenster haben wir hier nur einige. Es war ein ganz eigentümlicher Tag. Eine beständige Angst und Beklemmung bemächtigte sich meiner, und ich war froh, als es Abend war. Fest schliefen sie alle, die Schwestern und im oberen Raum die eingeborenen Kandidatinnen, da — auf einmal — was war das? Gewaltsam durch ein Rütteln und Schütteln wurden alle ohne Ausnahme mitten aus dem festen Schlafe geweckt. Die meisten sprangen aus den Betten, es krachten die Balken des Hauses in ihren Fugen, die Bretter und Türen der Schränke und der Boden unter den Füßen.

Ein Erdbeben, ein starkes, ziemlich lang andauerndes Erdbeben war es. Erdstöße, die von unserem schneebedeckten Kibo und seinem Kameraden Mavensi herrührten. Es war dies ein ganz seltsames Gefühl. Schutz- und hilflos steht der Mensch

solchen Naturerscheinungen gegenüber. Die Kandidatinnen waren zum Fliehen aus dem Hause bereit, sie warteten nur ab, was die Schwestern im 1. Stock unter ihnen tun würden. Doch diese eilten nur auf die Veranda hinaus. Meine Wenigkeit erwartete schon insgeheim eine glückliche Himmelfahrt, war ich doch den ganzen Tag vorher auf etwas Unbestimmtes gefaßt. Schw. Domitilla meinte, noch so ein Stoß, dann stürzt das ganze Schwesternhaus zusammen. Es stürzte aber nicht, denn der folgende Tag leuchtete uns ruhig und freundlich entgegen, auch der Sturm hatte sich gelegt. Ja, ja unsere Freunde Kibo und Mawenzi können schon manchmal solche Stückchen liefern. — Voriges Jahr waren 4 Erdbeben, aber nur kleine. Später werde ich mal mehr davon erzählen. Jetzt muß ich beim stürmischen Neujahrs-Anfang noch ein wenig verweilen, denn ich bin noch nicht am Ende unserer Hiobsposten.

Es war Sonntag, brennend heiß stach die Sonne, wir hatten den Tag unserer monatlichen Geisteserneuerung, deshalb wollte unsere liebe Schw. Berendine aus dem Seminar von der Steppe herauf nach Kilema kommen. Und sie kam auch, aber glühend rot wie eine Rose und bebend wie Espenlaub. — Der Weg von der Steppe zu uns herauf ist sehr beschwerlich, ein fortwährendes Bergsteigen, dazu noch im heißen Sonnenbrand, obwohl er abwechslungsweise auch durch schattige Bananenhaine führt. Als Schw. Berendine mit Stock und Tropenhut so dahinwandelte, kam ein Auto hinter ihr her, ein Eingeborener lenkte es. Einige gut bekannte Christen winkten der Schwester und ihrer Gefährtin, einem jungen Mädchen, Christine, doch mit dem Auto den Berg hinauf zu fahren. Die Schwester gab ihrem Bitten und Drängen nach und beide fuhren mit. Aber nicht lange währte die imposante Autofahrt, da auf einmal begann das arme Auto, das wohl lungenschwach war, zu husten und zu pusten, und statt vorwärts, fauste es rückwärts bergab, und der mutige Lenker wußte nichts Besseres zu tun, als herauszuspringen, damit es allein seinen Weg suchen konnte. Die Schwester und Christine konnten aber diesen einfachen Weg nicht nehmen und so fauste das Auto mit seinen Insassen im Galopp bergab. Aber „Gott sei Dank“, das Auto war selbst so klug, daß es in einer Ecke in tiefes Gestrüpp einbog und dort von Baumstämmen und einer Hütte aufgehalten wurde, und das war gut. Wäre es auf einer anderen Stelle passiert, bei gefährlichen Schlangenwindungen neben der tiefen Schlucht, so hätte unsere gute Schw. Berendine mit ihrer Begleiterin wohl eine Himmelfahrt per Auto gemacht.

Noch bin ich nicht zu Ende. Am Dienstag nach der gemeinschaftlichen Vesper in der Kirche wurde die Krankenschwester gerufen. Die immer diensteifrige Schwester Richardis setzte ihren Tropenhut auf, doch den Bergstock nahm sie nicht, es war

ja ganz trocken und absolut keine Gefahr, irgendwie abzurutschen. Auch tat es ihr ganz wohl, so allein, den Rosenkranz für sich leise betend, dahinzuwandeln. Sie war aber noch kaum fünf Minuten von dem Schwesternhaus entfernt, als sie beim Übersezen eines kleinen Gräbchens derart auf fast ebenem



Der berühmte Riboberg bei Ailema.

Grasboden fiel, daß sie vor rasenden Schmerzen kaum aufstehen konnte. Diejenigen, die ihr die erste Hilfeleistung brachten, sahen sofort, daß sich die Ärmste den Fuß gebrochen hatte. Schwester Oberin eilte ihr entgegen, weil sie meinte, sie werde die gute Schwester am Arme führend und auf einen Stock

gestützt gut nach Hause bringen können. Als sie aber zur Unglücksstätte gebracht wurde, sah sie sehr bald ein, wie weit es war mit dem armen Bein. Der Wadenknochen war gebrochen, aber Gott sei Dank wurde der Fuß sofort auf der Stelle von kundigen Händen, welche schon öfter solche Fälle mit Glück behandelt, eingerichtet, fest umwickelt und vorschriftsmäßig gebunden. Natürlich geschah dies für die arme Leidende mit großen Schmerzen. Die hochw. Herren riefen sofort Leute herbei, und so wurde Schwester Richardis auf der Tragbahre von sechs Männern ins Schwesternhaus getragen.

Stille, mäuschenstille war es diesen Abend in der sonst so fröhlichen Erholung. Unwillkürlich fragten wir uns, was wird noch alles passieren in diesem Jahr, und was wird die gute Mutter Provinzialin sagen, wenn wir ihr so traurige Nachrichten senden müssen?

Diese erste Nacht und der erste halbe Tag waren sehr schmerzlich für die Berunglückte; dann aber hatte ihr die gute Schwester Oberin Mathilde, auf ihr inniges Bitten und großes Vertrauen sich stützend, eine Reliquie der kleinen heiligen Theresia auf den Fuß gelegt, und wunderbar — die großen Schmerzen ließen sofort nach, und Schwester Richardis wurde mit einem Male ganz vergnügt und voll Hoffnung, daß nun alles gut enden werde. Nun Gott Dank, allem Anscheine nach wird der Fuß gut heilen, aber natürlich so wochenlang im Bette unbeweglich liegen zu müssen, ist keine Kleinigkeit für eine sonst körperlich gesunde und emsige Schwester, die gewohnt ist, keine Minute müßig zu sein. Doch unsere liebe Schwester Richardis gibt uns das schönste Beispiel der Geduld. Hoffen wir, daß alles gut ausgeht.

So also hatte bei uns in Kilema das neue Jahr 1928 begonnen, aber wir verlieren so schnell den Mut noch nicht.

Es blieb ja auch nicht immer so stürmisch. Bald kam aus dem trauten Mutterhaus die für uns so freudige Nachricht, daß am 4. Februar 1928 unsere schon so lange mit Sehnsucht erwarteten Schwesterchen mit dem Schiffe Tanganyika ankommen sollten. Wie wir uns freuten! Mit liebender Schwesternhand wurde alles für die ersehnten Ankömmlinge bereitet. Der Tisch im Refektorium mußte etwas verlängert werden, ein herrlicher Rosenstrauß stand schon in der Mitte zum Empfang bereit, und Schwester Thiadildis hatte natürlich auch ihre ganz besonderen Vorbereitungen getroffen. Herr hochw. Pater Superior sandte das Auto, welches uns ein freundlicher Deutscher gerne zur Verfügung stellte, um die lieben Schwesterchen, die jungen, erst aus dem Nestchen im Mutterhause gekrochenen Vöglein, abholen zu lassen, und unten in der Steppe hatten Schwester Eudocia und Schwester Berendine sich auch schon für den freudigen Empfang bereitgehalten und liebevoll

auf das heransausende Auto geschaut, während oben vom Schwesternhause aus, wo man fünf Stunden weit in die Steppe hineinsehen kann, sich auch schon erwartungsvolle Augen fast blind schauten. Das Auto kam — aber keine Schwesterchen waren darin — sie waren nicht angekommen. — Ist das neue Jahr nicht eigensinnig? Aber was nützt es, man muß zu allem gute Miene machen.

„Seht, wie die Tage sich wonnig verklären!
Blau ist der Himmel, grünend das Land,
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären,
Trägt denn die Erde ein Traumgewand?“

Ein launisches, neues Jahr war und blieb es aber doch. Gestern erst schrieb ich, wie wir so ganz umsonst alles zum Empfang unserer lieben, jungen Schwestern bereitet hatten, nun dachten wir nicht anders, als das Schiff habe sich verspätet, und vor Ablauf einer Woche ist niemand zu erwarten.

Im heiligen Stillschweigen sitzen wir noch beim Frühstück, da kommt Nachricht aus der Steppe, die Schwestern kommen heute, sind schon auf dem Wege. Jetzt schnell wieder gerichtet, aber dabei wurde die etwas schalkhafte Bemerkung gemacht: „Wären sie Sonntag gekommen, so hätten wir sie warm empfangen, weil sie aber erst heute, vier Tage später, kommen, werden sie kalt empfangen werden“, dabei schaute unsere Schwester Thiadildis, die immer einen Scherz zur Verfügung hat, so ernst aus, daß, wenn nicht gleich darauf eine fröhliche Lachsalve gefolgt wäre, man ihre Worte wirklich für ernst nehmen könnte. — Alle hatten es wieder eilig. Schwester Domitilla holte sich schnell mehrere der erblühten Rosen, weiß, rot und golden, in der Mitte eine süßduftende Lilie, und steckte sie zierlich locker mit nur wenigen feinen Bitter- und Biergräsern, wie es hier so zarte gibt, in die Vase auf dem weißgedeckten Tisch. Schwester Oberin hatte es über die Maßen wichtig, mußte sie doch oben im 1. Stock ihre arme, aber, Gott sei Dank, noch immer heitere Kranke in Ordnung bringen, sie sollte auf die Veranda hinaus, denn von dort konnte sie in die Steppe hinunterschauen und vielleicht auch das Auto kommen sehen. So waren also alle daran, den kalten Empfang, der aber schon wieder heiß zu werden begann, vorzubereiten.

Meine Wenigkeit setzte sich indessen an den Schreibtisch, las die letzten Zeilen des gestrigen Tages durch, schüttelte den Kopf über die Launen des jungen Jahres und überlegte soeben, ob ich doch nicht auch den lieben Schwestern entgegen gehen soll, — da höre ich von unten ein Lachen, ein Wundern, fremde Stimmen, Händeschütteln, ich schaue über die Veranda — da — stehen sie ja schon, die lieben jungen Schwestern aus dem Mutterhause, welche für Kilema bestimmt waren. Schwester

Theoneſta als geprüfte Lehrerin und Schweſter Lutwina als Krankenſchweſter und Zahnärztin. Na gut, denke ich mir, brauche ihre Zange nicht mehr zu fühlen, ich habe ja bereits zum dritten Male glücklich gezahnt, und es tut mir keiner mehr weh! Auch etwas wert!

Alſo die aus dem Mutterhaus, aus dem Neſte geſchlüpften Vöglein ſind glücklich da. Singen und Zwitſchern können ſie ſcheint's auch ſehr gut, nun dann wird's ja recht werden. Das Neue Jahr, ſo ſchien es mir, meint es zuletzt doch wieder gut.

Allzeit fröhlich — iſt gefährlich,
Allzeit traurig — iſt beſchwerlich
Allzeit glücklich — iſt betrüglich,
Eins ums andere iſt vergnüglich.



Unſeres Schutzengels Wuſch am Neujahrs morgen

O Seele, horch! Dein Engel ſagt:
Benütze gut die Zeit.
Denn nach dem letzten Morgen tagt
Für dich die Ewigkeit.
Ein jeder Augenblick iſt jetzt
Von hohem Wert für dich,
Denn niemand auf der Welt erſetzt
Die Stunde, die entwich.
Ich trage ſeit dem erſten Tag
Ein Buch in meiner Hand,
Worin denn alles ſtehen mag,
Was ich zu ſchreiben fand.
Ein jed' Gebet und frommes Wort
Und ſelbſt die kleinſte Pein,
Das alles ſchreibe ich ſofort
Mit goldnem Griffel ein.
Ich führe dich nach meiner Pflicht
Mit Freuden himmelwärts,
Denn Jeſus wüſcht: — hörſt du es nicht?
Mein Sohn, gib mir dein Herz!





EURONER MARIENLEBEN

BK

Die heiligen drei Könige beim Gotteskindlein.

Das Herz-Jesu-Kind

1.

In einem größeren Orte in Russisch-Polen wurde gerade Markt abgehalten. Dichte Scharen von Menschen wogten auf und nieder. Die einen hielten fleißig Ausschau, wo sie gute Waren fänden, die andern schwer bepackt mit allerlei nötigen und unnötigen Dingen. — Dazwischen Lärm und Geschrei, und daß wir nicht vergessen, mitten unter dem Rummel trieben auch lauernde Taschendiebe und zudringliche Bettler ihr Wesen.

An der Ecke einer Gasse, dort, wo das Gewoge am allerstärksten war, hatten sich einige Bettler postiert. Wer näher zusah, erkannte, daß es eine ganze Bettlerfamilie war, und zwar keine kleine; Vater, Mutter, Großmutter und eine Schar Kinder. Und das Betteln das verstand diese Familie auf das

ausgezeichnetste, denn sie hatte es schon jahrlang geübt. An allen Orten, allüberall, wo immer sie einen Jahrmarkt witterte, da war sie da, die Familie Sbiganzi; so nämlich hießen diese Bettler.

Das Geschäft ging flott, sehr flott; denn sie verstanden es, das Mitleid zu erregen. Teilweise verdienten sie auch dieses Mitleid, und zwar gar sehr. Ja, der lahme Bursche mit dem Stelzfuß, und das arme Weib mit ihrem ganz verkrümmten Fingern, und besonders die kleine Karoline, die waren wirklich zum Erbarmen; und wer vorüberging, dem tat das Herz weh, besonders wenn er diese Kleine sah; denn das arme Kind war ja blind, stockblind; wo sonst im Menschenantlitz jene zwei wunderbaren, geheimnisvollen Augensterne leuchten, aus denen die Seele herauschaut, wie der Himmel aus dem klaren Spiegel eines Sees — befanden sich bei der armen Kleinen zwei tiefe, leere Höhlen; kaum daß die eingesunkenen Augenwimpern imstande waren, die blutroten Löcher notdürftig zu überdecken.

Aber nicht die Blindheit allein war es, die das Kind so erbarmungswürdig machte; die arme Karoline hatte sogar auch eine gebrochene Hand. Kurz, sie war ein Bild des vollendetsten Sammers und Elendes. Man wird daher begreifen, daß sich die Vorübergehenden ihrer unwillkürlich erbarmten, und reichliche Gaben spendeten.

So stand denn das sechsjährige Bettelkind auch heute wieder inmitten seiner Angehörigen, streckte seinen rechten Arm aus und rief das Mitleid gutherziger Leute an.

Sei es nun, daß das Kind von dem vielen Betteln schon müde war oder daß es seine kranken Augen, aus denen unaufhörlich Eiter floß, schmerzten, kurz und gut, es sank plötzlich nieder und weigerte sich, weiter zu betteln. Sogleich regnete es Mißhandlungen auf das arme Kind, welches in ein klägliches Wimmern ausbrach und flehentlich die Hände zu seinen Peinigern emporhob.

Da kam des Weges eine feingekleidete Dame. Daß sie sehr reich sein mußte, ersah man schon aus dem glänzenden Schmucke, den sie um den Hals trug. Als der Zigeuner die Dame herankommen sah, hieb er nur noch unbarmherziger auf das arme Kind los und trieb es an, aufzustehen. „Wirst Du betteln, elender Balg!“ schrie er wütend, und aufs neue regnete es Püffe und Schläge.

Das Kind stieß ein schmerzliches Wehgeheul aus, und ganz sich vergessend, rief es in deutscher Sprache aus: „O laßt mich fort — fort zu meinem Vater und zur Mutter! Laßt mich fort!“

Die feingekleidete Dame, eine Deutsche, welche mittlerweile ganz nahe gekommen war, hatte die flehentlichen Worte des Kindes vernommen und fragte mit freundlicher Stimme, gleichfalls in deutscher Sprache: „Was fehlt Dir denn, liebes Kind, Du bist ja doch bei Deinen Eltern?“

„Nein, das ist nicht mein Vater, das ist nicht meine Mutter! Meine Mutter ist weit weg von hier!“ antwortete schluchzend das Kind. „O ich will heim — will zu meinen Eltern!“

Da ging ein Zucken über das Gesicht der Dame; ihr dämmerte etwas auf, daß das Kind gestohlen worden sein müsse, denn sonst könnte es doch unmöglich in einer andern Sprache als der seiner Angehörigen reden und solche Anschuldigungen machen. Sie reichte ihm daher eine Silbermünze, und wandte sich an den graubärtigen Alten, das Haupt der Bande, und stellte ihn zur Rede.

„Seid Ihr der Vater dieses Kindes?“ fragte sie mit scharfer Betonung in polnischer Sprache.

„Natürlich; wer denn sonst?“ antwortete er barsch. „Das Kind ist verrückt und plaudert allerlei Unsinn zusammen.“

Karoline war unterdessen von dem lahmen Burschen nach rückwärts geschoben worden.

Die Dame sah dies, und der Verdacht, der nun einmal rege geworden war, wurde größer.

„Du, Kleine, komm noch einmal her zu mir!“ rief sie jetzt mit lauter Stimme, und machte einen Schritt gegen sie hin.

Da trat ihr der Graubärtige entgegen.

„Karoline hat jetzt keine Zeit!“

„Aber ich muß, ich will jetzt zu ihr hin.“

„Und ich will sie auch sehen!“ rief jetzt ein Bauer, der dabei-
gestanden und alles mit angehört hatte.

Da ward der Graubart bleich vor Schrecken.

„Her da mit dem Kind!“ rief jetzt derselbe Bauer zornig; und schon begannen die Umstehenden herbeizueilen und die Gruppe in Augenschein zu nehmen.

„Das Kind gehört mir, ich bin der Vater, und niemand hat ein Recht auf dasselbe!“ rief jetzt der Bettler.

„Warum versteckt Ihr es dann? Warum habt Ihr es jetzt so schnell dort in den Wagen geschoben? Her damit! sage ich!“ — „He, Leute, der Kerl da hat ein geraubtes Kind; er will es nicht herzeigen!“ rief die Dame. „Kommt, helft mir, wir holen es!“

„Das Kind, das Kind! Her damit!“ schrien jetzt zahlreiche Stimmen wirr durcheinander; und im nächsten Augenblicke stürmte ein halbes Duzend Leute auf den Bettlerwagen.

„He, haltet ihn, haltet ihn, er will davon!“ Wirklich hatte jetzt der Bettler einige Sprünge gemacht, um zu enteilen, aber in einer halben Minute wurde er wieder herbeigebracht.

Schon war auch die Kleine aus dem Wagen hervorgeholt worden. Eine hundertköpfige Menge bildete einen dichten Kreis um die Gruppe. Alles schrie, tobte, rief durcheinander; es war ein entsetzlicher Lärm; man konnte kaum sein eigenes Wort vernehmen.

Da trat ein Gendarm herzu.

„Ein Gendarm, ein Gendarm!“ riefen jetzt mehrere Stimmen, und sofort ließ man diesen in die Mitte des Kreises treten: Doch der Lärm ward trotzdem immer größer. Da stieg der Gendarm auf den Wagen der Bettler und hob sein Gewehr hoch empor; sofort wurde es ruhiger.

„He Kleine, was ist es mit Dir!“ rief er jetzt. Die aber war so erschrocken, daß sie nichts zu sagen getraute.

Da nahm wieder die Dame das Wort:

„Bitte, lassen Sie mich mit der Kleinen sprechen: sie ist ja ganz erschrocken und verwirrt!“ und schon näherte sie sich dem Mädchen liebevoll und begann teilnahmsvoll zu fragen:

„Bist Du wirklich nicht die Tochter dieses Mannes, des Bettlers?“

„Nein.“

„Woher bist Du denn?“

„Ach, das kann ich Euch nicht sagen. Aber es ist weit, sehr weit!“

„Also sehr weit! Und wie bist Du denn hierhergekommen?“

„Die Mutter hat mich einmal spät abends um Brot geschickt, und ich habe mich am Wege verwirrt und sehr geweint. Da ist dieser Mann da gekommen, und hat mich mitgenommen.“

„Und hast Du nicht um Hilfe gerufen?“

„Nein, er hat mir Zucker gegeben, und hat mir versprochen, mich zu meinen Eltern zu bringen.“

„Und dann?“

„Dann hat er mich weit weggetragen und zu bösen Menschen gebracht; und dann haben sie die Augen mit heißem Schmalz übergossen, und da bin ich blind geworden.“

Ein Schrei der Wut und des Entsetzens erscholl aus den Reihen der Zunächststehenden, welche die Worte des Kindes verstehen konnten.

„Hört, hört, Ihr Leute! Diese Bestien haben dem Kinde die Augen mit siedendem Schmalz ausgebrannt!“

„Nieder mit ihnen! An den Galgen! Schlagt sie tot, diese Hunde! Erwürgt sie! Höllenbrut!“ so schrie und zeterte es jetzt von allen Seiten, und nur mit größter Mühe gelang es dem Gendarmen, die Ruhe einigermaßen wieder herzustellen.

„Und wie ich blind war, dann haben sie mir meine Hand auseinandergebrochen; o das hat mir weh getan, sehr weh, und dann mußte ich betteln; aber was ich bekommen habe, das haben sie mir genommen.“

Der Lärm, der Aufruhr, diese Wut, welche jetzt bei allen zum Ausbruche kamen, ist nicht zu beschreiben.

Von allen Seiten drängte man auf den Wagen los, drohende Fäuste erhoben sich, und schon fielen schwere Faustschläge auf die Bettlersippe hernieder. Fußtritte trafen sie, als der Gen-

darm einen Schreckschuß abfeuerte. Das wirkte für den Augenblick.

„Wer jetzt noch einen Schritt vorwärts tut, oder sich an einem dieser Leute vergreift, der bekommt eine Kugel!“ schrie er. „Ich habe die Pflicht, diese Leute dem Gerichte einzuliefern, aber selber Richter sein dürfen wir nicht!“ Diese Worte wirkten, und wieder war es ruhig.

So konnte denn das Fragen von neuem aufgenommen werden.

„Ja, sag mir, mein Kind, wann ist denn dies geschehen?“

„Lange schon, sehr lange; vielleicht schon zwei Jahre.“

„Entsetzlich! Und warum hast du es früher niemand gesagt?“

„Weil ich die Prügel fürchtete. Aber heut' konnte ich's nimmer aushalten!“

„Wie heißen denn deine Eltern?“

„Hofbauer heißen sie, und ich heiße Rosa. Aber diese bösen Leute haben mir einen anderen Namen gegeben; sie haben immer nur Karoline zu mir gesagt.“

„O Du armes, armes Kind! warte, Du sollst zu Deinen Eltern wieder zurückkehren dürfen.“

Da ging ein Lächeln, ein süßes, seliges Lächeln über die bleichen Züge der armen Dulderin; der Gedanke, die Mutter wieder umarmen zu können, ließ sie für einen Augenblick all ihr Leiden vergessen.

„O bitte, gute Frau, zu den bösen Leuten da will ich nicht mehr zurückkehren!“

„Nein, nein, mein Kind, sei versichert; daß sie Dich nicht mehr bekommen; sie werden gestraft, sehr schwer gestraft, und Du kommst zu Deinen Eltern; und ich will schon für Dich sorgen, so gut ich es kann.“

2.

Zehn Jahre waren vorübergeeilt. Es war ein schöner Sonntagmorgen. Da klangen erhebende Orgelklänge durch die Dorfkirche in Friedheim. Lieder wurden gesungen zur Ehre des Herrn; dann war es still für einen Moment; die heilige Kommunion war gekommen; und hier und dort erhoben sich jetzt Leute aus ihren Bänken und traten zur Kommunionbank, um ihren Herrn und Gott zu empfangen.

Und siehe, unter der Schar der Andächtigen waren auch zwei junge Mädchen, die, sich gegenseitig an der Hand haltend, hintraten zur Kommunionbank; es war unsere blinde Karoline, mit ihrem richtigen Namen Rosa, geführt von ihrer jüngeren Schwester Anna. Alle Monate waren sie hier an diesem hochheiligen Tische zu sehen. Ihre glühende Andacht, die sie dabei an den Tag legten, war in der Gemeinde schon sprichwörtlich geworden.

Die vornehme Dame, welche damals das arme Kind aus den Händen der Bettlerfamilie errettete, hatte die Sache bei Gericht so stark betrieben, daß dessen Eltern ausgeforscht wurden, was zwar viel Mühe kostete, aber endlich doch gelang. Das Wiedersehen zwischen den Eltern und dem armen, verstümmelten Kinde war ein sehr trauriges gewesen.

Ob schon Rosa die Schönheiten der Natur nicht mehr genießen konnte, so hatte sie doch den Frieden gefunden, einen Frieden, wie ihn die Welt nicht geben kann; in stillem Dulden hatte sie sich ganz und gar dem göttlichen Herzen aufgeopfert, hatte sich mit ihrem traurigen Lose versöhnt, und war zufrieden und glücklich. Freilich nicht wenig hatte dazu auch ihre edle Gönnerin beigetragen, jene reiche Dame, die wir schon kennen; diese wohnte zwar ziemlich weit entfernt, aber sie schrieb öfters einen Brief und sorgte in liebevollster Weise für ihren Schützling, den ihr, wie sie sagte, Gott der Herr zugeschiedt hatte, damit sie Gutes an ihm tue. Ihrem Einfluß besonders war es zu verdanken gewesen, daß sich das Herz der jungen Blinden in voller Ergebung dem Herzen des göttlichen Erlösers zugewendet hatte, und Trost und Frieden fand. Und auch für das zeitliche Wohlergehen hatte die gute Frau gesorgt; hatte sie ihr ja doch für ihre ganze Lebenszeit die Interessen eines Kapitals von 12 000 Kronen zugeschrieben, was etwa 500 Kronen im Jahre betrug, ein Sümmchen, das die arme Blinde wenigstens so weit sicherstellte, daß sie zeitlichens ein wenn auch bescheidenes Auskommen finden konnte.

Nach Beendigung des Gottesdienstes gingen Rosa und Anna langsam nach Hause.

„Du, Anna, heut' hab' ich wieder recht an den Bettler, an den Sbiganzi, denken müssen.“

„So? Ich hab' auch an ihn gedacht. Jetzt wird es zehn Jahre; da ist seine Zeit aus und er wird wieder frei von dem Gefängnis; doch reden wir nicht weiter davon; es regt Dich ja nur auf.“

„Jetzt nimmer so; und gar heute, am Kommuniontage, da ist man ja viel aufgelegter zum Verzeihen und Vergessen.“

Und beide wandelten nach diesen kurzen Worten wieder schweigend dahin.

Des Nachmittags aber saßen sie beisammen, der Vater, die Mutter und die beiden Kinder.

„Geh, Anna,“ sagte Rosa zu ihrer Schwester, „sei so gut und lies mir was vor aus der Biblischen Geschichte, ich hör' das gar so gern.“

„Was soll ich Dir denn vorlesen?“

„Es ist alles eins, machen wir es wieder so, wie schon öfters; ich schließ Dir was auf; und das liest Du mir vor.“

Willig reichte Anna der Blinden die Biblische Geschichte

hin; die aber griff hinein zwischen die dünnen Blätter und schlug eine Seite auf. Es war gerade die Geschichte vom Blindgeborenen. Anna las:

„Jesus sah einmal in Jerusalem einen Blinden, der von Geburt an blind war. Und seine Jünger fragten ihn: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren wurde? Jesus antwortete: Weder dieser selbst hat gesündigt, noch seine Eltern; sondern er ist blind geworden, damit die Werke Gottes an ihm offenbar werden sollen. Und als er dieses gesagt hatte, spuckte er auf die Erde, bereitete Kot aus dem Speichel, strich den Kot auf die Augen des Blinden und sprach zu ihm: Geh hin, wasche Dich im Teiche Siloe. — Da ging er hin und wusch sich und kam sehend zurück.“

So las die kleine Vorleserin; der Rosa aber war dabei ganz sonderbar zumute.

„Weder dieser hat gesündigt, noch auch seine Eltern, sondern er ist blind geworden, damit die Werke Gottes an ihm offenbar werden sollen!“ War dies nicht für sie so passend? Hatte Gott nicht auch ihre Blindheit zugelassen, daß sie ihm durch Geduld und Ergebung in ihrem Leiden um so treuer diene?

Solchen Gedanken hing sie nach, als sich rasch die Thür öffnete und gar eilig eine Nachbarin hereintrat.

„Ein Unglück ist geschehen, ein großes Unglück!“ Alles wendete sich ihr neugierig entgegen.

Und was war denn das für ein Unglück, das sie berichten wollte? Wir werden es gleich hören.

Etwa eine Stunde von Friedheim, dem Orte, wo unsere Blinde wohnte, lag ein kleines Dörfchen. Zwischen Gärten und Wäldern lag es so still und traulich da, und es sah aus, als ob hier alles in schönster Ruhe und im tiefsten Frieden läge. Aber dort im Herzen jenes jungen Menschen, da war es gewiß nicht ruhig, nicht friedlich; eine wilde, tückische Leidenschaft hatte sich seiner bemächtigt; mit gierigen Blicken sah er auf ein Fahrrad hin, welches vor dem Wirtshause lehnte. Spähend blickte er umher; kein Mensch weit und breit. Es war eine prächtige Gelegenheit! Wie eine Kage schlich er an der Mauer hin; dann noch einen prüfenden Blick rings umher; nichts rührte sich; da — ein paar Sprünge — schon hatte er das Rad erfaßt, schon saß er oben und nun ging's fort, fort! Doch der Gast, der drinnen beim kühlen Bier saß, hatte den Dieb gesehen. Hastig sprang er auf und stürzte zur Thür. Doch der Gauner raste schon in weiter Entfernung dahin; soeben sah er sich um; er sah den Betrogenen mit geballten Fäusten ihm nachlaufen, er hörte sein Schreien; aber es zeigte sich keine Seele, und unglücklicherweise war das Gasthaus das letzte im Dorfe. Da faßte den kühnen Dieb der Teufel des Über-

muten; er sprang ab, drehte dem nacheilenden Eigentümer mit beiden Händen eine „lange Nase“ und schon saß er wieder oben und fuhr weiter.

Hinter ihm trabte schreiend und fluchend der Bestohlene. Da kam diesem eine unerwartete Hilfe. Rasch fuhr ein Wagen hinter ihm her; und welch glücklicher Zufall; das herrschaftliche Gespann mit den flinken Kappen war es, und nur der Kutscher allein saß am Bock; sonst war der Wagen leer.

„Heda, lieber Herr, tut mir was Gutes, dort vorn der Kerl hat mir mein Rad gestohlen; bitt' schön, lassen Sie mich aufsitzen, daß ich den Diebskerl erwisch'!“

Das ließ sich der muntere Kosselenker nicht zweimal sagen. Suchte, da gab's Gelegenheit, einmal zu zeigen, was die schnellfüßigen Pferde des Grafen, auf die der Kutscher so stolz war, imstande waren, und vielleicht ein Trinkgeld nebenher; doch an dies dachte er kaum, die Ehre, den Radfahrer einzuholen, war viel verlockender.

Und schon standen die prachtvollen Tiere für einen Moment still; der Fremde sprang zu dem Kutscher auf den Bock, und jetzt hallo, ging die Fahrt los. Rasch wie der Wind stürmte das leichte Wägelchen dahin. Allein der Vorsprung des Radfahrers war zu groß; und obendrein hatte dieser bereits bemerkt, daß er verfolgt wurde, und spannte alle seine Kräfte an, um zu entkommen.

Aber trotzdem kamen die Verfolger immer näher und näher; kaum 50 Schritte mag mehr die Differenz gewesen sein, da begann sich die Straße zu senken und ging von da wohl eine halbe Stunde weit ziemlich stark abwärts hinab nach Friedheim. Jetzt hatte der Radfahrer gewonnen, und tollkühn, ohne zu bremsen, fuhr er dahin. Hundert, zweihundert, fünfhundert Schritte war er in wenigen Minuten dem Wagen vorangekommen.

Schon hatte er das Dorf vor sich, schon spähten seine Augen umher, ob er nicht irgendeinen sicheren Platz ausfindig machen könnte, um sich sein Rad zu verbergen, da ereilte ihn eine furchtbare Strafe. Beim Umherblicken hatte er eine Abzugsrinne, die quer über die stark abfallende Straße ging, außer acht gelassen, ein jäher Ruck, ein Sturz, und ein entsetzlicher Schrei. Im Seitengraben hatte der Wegeinräumer einen ganzen Haufen von abgeschnittenen Zweigen der Alleebäume zusammengetragen. Die Alleebäume aber waren Akazien mit sehr langen, starken Dornen. Mitten in diesen Dornenhaufen flog der Bursche. Er fiel so unglücklich auf denselben, daß die Dornen ihm beide Augen durchstachen. Ebenso brach er den linken Arm. Aus einer großen Anzahl von Wunden, die er erhalten hatte, sickerte unaufhörlich das Blut und färbte den Dornenhaufen.

Stöhnend, wimmernd suchte der Verunglückte sich emporzurichten. Da rasselte der Wagen heran, aber nicht mehr als Verfolger, als Retter erschien er jetzt:

„Ich bin blind, blind!“ rief der Bursche mit kläglicher Stimme.

Da sprang der Fremde vom Wagen und faßte ihn bei der Hand.

„Weh, auch mein Arm ist gebrochen!“ Ratlos standen die beiden Männer einen Augenblick beieinander; dann führten sie ihn in das nächste Gasthaus.

3.

„Haben Sie schon gehört, Frau Hofbauer, was geschehen ist?“

„Das Unglück mit dem Radfahrer? Grad hat mir's die Nachbarin erzählt, liebe Frau Kotter.“

„Ja, ja, aber das ist Nebensache, wissen Sie, wer der fremde Bursche ist? Wissen Sie das? Grad war der Bürgermeister dort, und er hat sich ausweisen müssen. Ich war dabei, und wie ich's gehört habe, bin ich gleich da herein; da werdens Augen machen! Peter Sbiganzi heißt er, und ist ein Sohn von dem alten Bettler, der die Rosa einmal geraubt hat.“

Einen Moment lang war's totenstill...

„Hahaha!“ rief aber plötzlich wie wahnsinnig kreischend eine Stimme. „Der Peter!“ Die blinde Rosa war's, und schon war sie mit einem Ruck von ihrem Stuhle aufgefahren, die Faust geballt, das Antlitz kreidebleich, tappte sie gegen die Türe hin.

„Hahahaha!“ kreischte sie wieder.

In der Aufregung dachte niemand daran, sie zu hindern, schon stand sie an der Türe, schon tastete sie nach der Klinke, aber sie hatte in der Aufregung die Richtung etwas verfehlt.

Sie griff direkt auf den Weihbrunnkeffel. Der aber hatte die Form des Herzens Jesu, und durch die Wunde griff man hinein nach dem Wasser. Dieses Herz Jesu packte sie zufällig mit ihrer Hand und griff hinein ins Wasser.

Wie vom Blitze getroffen ließ Rosa in demselben Momente ihren erhobenen Arm sinken, und brach bei der Türe zusammen.

Jetzt eilte alles herbei und bemühte sich, die Gestürzte aufzuheben und zu sich zu bringen. Und es gelang in kurzer Zeit. Bald war sie wieder vollkommen bei sich.

Zärtlich, wie eben nur eine Mutter sein kann, faßte jetzt Frau Hofbauer ihre arme Tochter bei der Hand, drückte sie an sich und fragte:

„Rosa, mein liebes Kind, was ist denn?“

„Ach Mutter, es ist schon wieder alles gut; alles vorbei; es war nur so ein böser Anfall!“

„Aber sag', was hast Du denn tun wollen, was ist Dir denn eingefallen?“

Zögernd antwortete die Blinde:

„Es ist eine Schande, Mutter, wenn ich es gestehe, aber ach, ich bin halt auch ein armes, schwaches Menschenkind. Ich hab' mich halt einen Augenblick lang hinreißen lassen. Denn, wie ich gehört hab', daß der Peter so schrecklich verunglückt ist, da ist es in meiner Seele aufgestiegen, wie bittere Rache- und glühender Haß und eine teuflische Freude hab' ich gehabt, und gleich auf der Stell' hab' ich fort wollen zu ihm hin und hab' ihm sagen wollen, wer ich bin, und verhöhnen hab' ich ihn wollen, daß ihn unser Herrgott jetzt endlich gestraft hat für das, was sein Vater mir angetan. Jetzt soll er nur verkosten, was es heißt, blind zu sein! Aber das göttliche Herz Jesu hat mich zurückgehalten. Wie ich dort den Weihwasserkessel angegriffen hab' mit der Hand, da hat es mir einen Riß gegeben, und wie wenn man einen Blitz leuchten sieht, ist es mir eingefallen, daß ich es schon hundertmal dem göttlichen Herzen Jesu versprochen hab', daß ich verzeihen will, alles verzeihen, damit auch mir meine Sünden einmal verziehen werden. Und jetzt bitt' ich Euch, führt mich auf der Stell' zum Peter; ich muß mit ihm reden; muß ihm sagen, wer ich bin, und daß ich ihm und seinem Vater schon lange alles verziehen hab'.“

Aber niemand rührte sich, um ihren Wunsch zu erfüllen.

„Was? Niemand will mich führen? Du, Anna, auch nicht? Geh', Anna, geh', führ' mich doch, hast mich ja heut' in der Früh' auch zu der Kommunionbank geführt, geh', führ' mich jetzt zum Peter; ist ja ein gut's Werk!“ — Aber noch rührte sich niemand. „Was, Anna, Du auch nicht? So gehz ich allein, und die Leute auf der Straße werd' ich anschrei'n, daß sie mir den Weg zum Wirtshaus zeigen!“

Und entschlossen machte sie einige Schritte gegen die Tür hin.

(Schluß folgt.)



Wie Zauberer zu kurieren sind

Aus Rhodesia

Unter den eingeborenen Heiden herrscht allgemein die Ansicht, daß die Krankheiten von den Verstorbenen herbeigeführt werden, oder auch durch irgendeinen sichtbaren Gegenstand, dem der Zauberer oder die Zauberin eine geheime Kraft zuschreibt, einen Freund zu vergiften oder mit Krankheit zu schlagen. — In jedem Falle aber ruht die einzige Hoffnung des Kranken auf dem Wunderdoktor — oder der Doktorin. Er, oder sie allein kennt die Kunst, den verhängnisvollen Geist ausfindig zu machen, seine Beweggründe kundzutun und die zu seiner Veröhnung erforderlichen Gaben vorzuschreiben. Nur ihm ist es eigen, den gefürchteten Gegenstand zu vernichten und ihn seiner dunklen Macht zu berauben.

Es wird sich vielleicht lohnen, zwei geschichtliche Beispiele solcher Zauberkuren zu erzählen, denn sie endeten damit, daß der Patient den Wunderdoktor kurierte. Dann mag passend ein Bericht darüber folgen, wie ein Zauberer sich selbst heilte. In jedem dieser Beispiele war der praktische Arzt ein Zauberer.

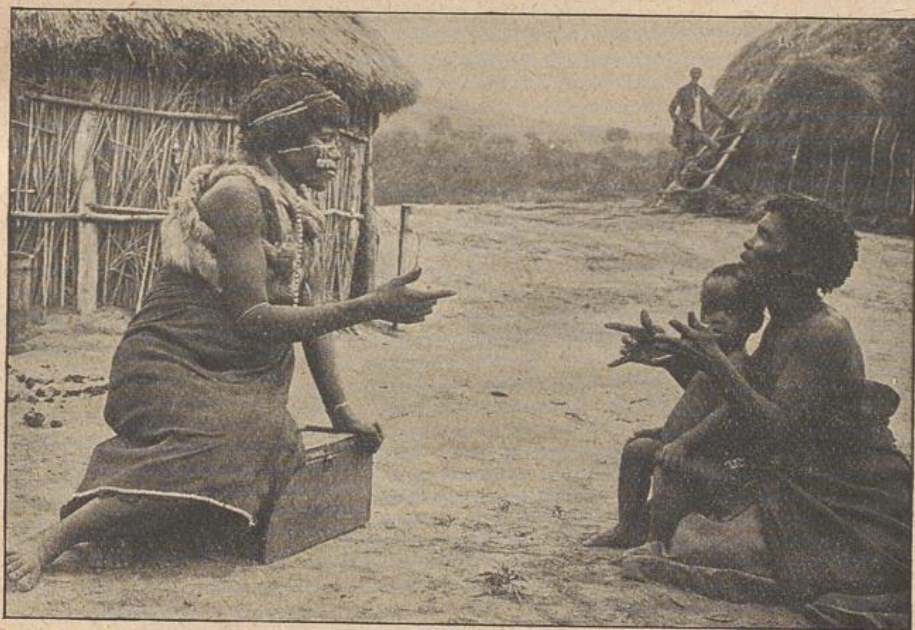
1. Kur: Drei junge Leute, ein Anglikaner, ein Katholik, und ein Methodist, beschloßen, die Heilkraft eines Zauberers auf die Probe zu stellen. Der Anglikaner schien wirklich ernsthaft krank zu sein, sein Gesicht war entstellt durch eine auffällige harte Geschwulst an der linken Wange, welche ihn offensichtlich sehr schmerzte. Einer von dem Klübchen legte 6 pens vor dem Doktor als Pfand nieder, damit er ihnen die Knochen, d. i. die Würfel werfe. Der Zauberer aber bestand auf der Verdoppelung der Anzahlung. Als er seinen Schilling erhalten hatte, schwenkte er seinen aus Palmblättern geflochtenen Zauberbeutel triumphierend über seinem Kopfe und warf ihn dann klirrend zur Erde. Nach sorgfältigem angestrenghem Nachforschen sagte er wie ein „Eingeweihter“: „Deine Tante schickt Dir diese Krankheit, sie raust sich das Haar aus vor Kummer darüber, daß Du ihr keine Opfer bietest. Kaufe ein neues Stück Tuch, opfere Deine Gabe und die Geschwulst wird bald verschwinden.“ „Sie ist schon vergangen, Du Schuft“, sagte der Patient, indem er dem Zauberer einen großen Obstkern vor die Füße warf, den er die ganze Zeit über geschickt zwischen seinen Zähnen festgehalten hatte. „Jetzt gib ihm seinen Schilling zurück oder wir prügeln Dich windelweich“, rief eine Schar christlicher Zuschauer. Unter schallendem Gelächter und offenem Gespött der Zeugen seiner Entlarvung verließ der „Wundermann“ den Ort seiner Beschämung. Er war für immer unschädlich gemacht und geheilt von seinen Einbildungen.

II. Kur: Ein Geschwür auf der Wange eines Einzelnen ist jedoch eine Kleinigkeit im Vergleich zu einer ansteckenden Krankheit. Eine solche Infektion hatte sich in den Kraal des Häuptlings Mazwimbukupa geschlichen. Die Kinder hatten triefende Augen, unter den jungen Leuten herrschte die Cholera, und die Alten wurden von Husten und Würgen in der Kehle gequält. Man war sich darüber einig, daß der Kraal behert sei. Da erschien Mavura, der Wunderdokter, auf dem Plan und erklärt den Ort als verzaubert. Der Häuptling beauftragt ihn, sofort seine Leute von diesem verhängnisvollen Zauber zu befreien. Nun galt es zu suchen, wo dieses Ubel steckte. Alle Einwohner des Kraals sollten dieser Entdeckungsarbeit des Zauberers beiwohnen, denn das Leben jedes einzelnen hing nach ihrer Meinung von dem Erfolg oder dem Mißlingen der Kunststücke ihres wohlthätigen „Besuchers“ ab. Alle Anwesenden mußten früher bei seinem Besuche die Fingerknöchel in ein von ihm bereitetes widerliches Gebräu tauchen und dann daran saugen. Heute blieb ihnen diese widerwärtige Szene erspart. Mavura scheint diesmal sofort dem Zauber auf die Spur zu kommen. Mit seinem Stock beklopft er in allen Richtungen den Boden und prüft schnüffelnd die Luft. Auf einem Umwege gelangte er zur Hütte, und unter ihrer Dachrinne konnte sein Zauberstock, der bis dahin nirgendwo in die Erde eindringen wollte, mit Leichtigkeit einen Fuß tief hineinsinken. Mit viel Gepränge scharfte der Wunderdokter die Erde weg. „Ah! nun hat er den bösen Zauber entdeckt“, riefen die alten Männer, indem sie sich in einem bestimmten Abstand entfernt hielten, denn ohne Zweifel wird Mavura bald den verderbenbringenden Zauber aus der Erde heben, welchen die bösen Geister an dieser Stelle verborgen hatten, um andere zunichte zu machen.

„Seht hier die Ursache all Eurer Leiden“, rief siegesbewußt der Zauberer, indem er der erstaunten Menge, das böse Ding vor Augen hielt. Sein Triumph war aber von sehr kurzer Dauer. Ein eingeborener Christ hatte sich in einiger Entfernung zwischen den Bäumen versteckt; er war einer von sehnigem Schlag. „Halt, Du Betrüger, händige mir jene Knochen aus.“ „Was!“ rief Mavura, „Du wirst es doch nicht wagen, unbewaffnet wie Du bist, mit solch zauberkräftigen Dingen, wie diese sind, in Berührung zu kommen; sei vorsichtig, Du Unbesonnener, damit Du nicht unter diesen magischen Zauberkräften zugrunde gehst.“

Aber sein Gegner achtete den Schrecken dieses Zauberers nicht, nahm die Knochen in seine Hände, und überzeugte die Anwesenden, daß dieses die Überbleibsel eines Hühnchens waren, das ihm vor einem Monat bei einem Festmahl im Beisein von Mavura aufgetischt wurde. Weil er damals so krank war, konnte er von diesem Leckerbissen nichts anrühren und bot

ihn seinem ärztlichen Besucher an, der ihn auch gleich verzehrte. In der ihm eigenen Weise, es war dem jungen Christen damals aufgefallen, hatte der Zauberer die sauber abgeleckten Knochen zu sich genommen, und da dieses seinen Argwohn erregte, beobachtete er ihn genau in all seinen Bewegungen. Mit eigenen Augen beobachtete er, daß Mavura die Knochen genau an der gleichen Stelle begrub, an der er sie jetzt mit so viel langweiligen Zeremonien wieder hervorgeholt hat. Trotz der fortgesetzten Verwünschungen des entlarvten Betrügers, ruhte der Christ nicht, diese Entdeckung allen Umstehenden glaubhaft zu machen. Mavura machte sich aus dem Staube, als die Rachechwüre der von ihm Betrogenen wie ein Schauerregen auf sein



Zauberin in ihrer Tätigkeit.

Haupt fielen. — Er verwünschte die neue Lehre, welche die Macht seiner Zauberkünste gebrochen hatte.

III. Kur: Solche Enthüllungen über das Wirken der einst so mächtigen Zauberer werden, Gott sei Dank, immer häufiger; aber sie erfassen das Übel nicht bei seiner Wurzel. Dieses liegt in der selbstbewußten Hochschätzung der Zauberer für ihre geheime Kunst. Dieser stolze Aberglaube kann nur durch die Gnade Gottes ausgerottet werden. Hie und da kommen solche bemerkenswerte Fälle von der Bekehrung eines Zauberers vor. Wir wollen hier nachstehend ein Beispiel anführen:

Der ehemalige Wunderdokter Garazivu stand im besten Mannesalter und hatte seine schwarze Kunst bereits 15 Jahre ausgeübt. Weit und breit galt er als der geschickteste Wunder-

doktor. Um die Geschichte dieser Bekehrung zu verstehen, müssen wir einen flüchtigen Blick auf die Entwicklung der Außenschulen zu Salisbury werfen. Es bedarf einer großen Geduld und außergewöhnlichen Vorsicht, um die Kinder eines Zauberers zu gewinnen, ja ich möchte sagen, nur schon um sich ihnen überhaupt nähern zu können. Dieser Einfluß der Kinder, welche für unsere Religion gewonnen sind, übte auch auf Garadzivu eine ungeahnte Kraft und Umgestaltung seines Charakters aus. Freunde und Kollegen seines schwarzen Handwerkes hatten ihn beredet, seine Kinder in die Schule „St. Peter“ zu Salisbury zu schicken. Verschiedene Zauberer hatten dies bereits getan und gefunden, daß diese Kinder nicht zu vergleichen waren mit den anderen. Auch Garadzivu machte nun diese Erfahrung. Die christliche Lebensweise, welche seine Kinder an den Tag legten, machte nach und nach auf ihn einen tiefen Eindruck. Er hatte die Kleinen beim Morgen-, Abend- und Tischgebet beobachtet und wie sie bescheiden, geduldig, dankbar und gehorsam waren in allem, was die Eltern wünschten und was nicht Sünde war, ja wie sie selbst ihren Wünschen zuvor kamen. Garadzivu teilte dies den anderen Zauberern mit und diese bestätigten ihm nur, daß auf der Missionsstation eine tadellose Erziehung der Kinder wahrzunehmen sei. Sie wunderten sich, daß diese Glaubensboten die Kinder so glücklich machen konnten. Er selbst konnte seine Anerkennung und Hochachtung, welche er für die neue Religion fühlte, nicht mehr zurückhalten, und ergab sich der Anregung der Gnade. Unglaubliche Schwierigkeiten brachte seine Bekehrung für ihn mit, denn der abgöttische Glaube der Heiden an die Macht ihrer Zauberkünste, ihre Habgier und das Wohlleben, das sie als Zauberer genießen, sind bedeutende Hindernisse. Mit männlichem Mut brachte er diese fast unerschwinglichen Opfer. Als der Missionar seinen Bekehrungswillen prüfte, gab er ihm zur Antwort: „Meine Kinder haben mich zur Bekehrung bewogen, hauptsächlich aber mein Sohn Isidor. ‚Vater,‘ sagte er zu mir ‚siehst Du nicht, daß Deine Kinder im Lichte wandeln, warum bleibst Du in der Finsternis? Es wäre besser für Dich, wenn Du auf Deine böse Zauberkunst verzichtetest.‘ Von diesem Tage an begann ich abends mit meinen Kindern zu beten. Jetzt sehe ich die Bosheit meines früheren Berufes ein, dem ich so viel Zeit meines Lebens widmete; mit Gottes Hilfe hoffe ich mich von allem ganz los zu machen, was damit zusammenhängt und meinen Kindern ein Vorbild und ein Helfer zu werden auf der Laufbahn eines Christen.“

Was dieser kraftvolle Mann einmal verspricht, das hält er, und wir hoffen, daß er nach guter eigener Vorbereitung und Bekehrung denselben günstigen Einfluß auf seine Umgebung zum Guten geltend machen wird, wie er es früher als Wunderdoktor

tat. Er tritt mit Mut und Vertrauen in den Dienst dessen, der gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen.“

(Aus dem Artikel „Witch=doctor S. 458, Zambesi, Februar 1925, Nr. 107.)



Heldenmut der Kindesliebe

Frau von Chaussande lebte mit ihrer sechzehnjährigen, ebenso schönen als gottesfürchtigen Tochter Isaura noch in dem Jahre 1793 ruhig auf ihrem Gute zu Carpentras. Aber in jener Zeit, wo selbst die Sanftmut Argwohn erregte, hatte auch Frau von Chaussande das Unglück, den Behörden verdächtig zu werden; man zog sie ein und brachte sie vor das Revolutionstribunal zu Orange. Die zärtliche Tochter wollte ihre Mutter nicht verlassen, sondern folgte ihr freiwillig ins Gefängnis und linderte ihrer Mutter, wo und wie immer nur sie es vermochte, die Schauer und Gräuel ihres Aufenthalts in den Kerkermauern.

Es währte nicht lange und Mutter und Tochter wurden von dem Revolutionstribunale zum Tode verurteilt.

Weder die ehrwürdige Erscheinung der gottergebenen Mutter, noch die Schönheit und Unschuld der Tochter rührte das Herz dieser Blutmenschen; nur der Henker erbietet sich, Isaura zu heiraten.

Das Gericht willigte in den Antrag des Henkers ein.

Man eröffnet der Isaura die Bedingung, unter welcher allein sie sich dem Fallbeil entziehen könnte.

Mit einer heldenmütigen Ergebung fragte alsbald das Mädchen: „Kette ich für diesen Preis denn auch meine gute Mutter?“ Der Präsident entgegnete, daß sie nur ihr eigenes Leben durch diesen Schritt erkaufen könnte.

„Nun wohl!“ ruft Isaura, „so führt uns beide zum Tode!“ Mutter und Tochter wurden hingerichtet.

Gebetserhörung

Eine Schwester aus der Mariannhiller Mission bittet, in den Caritasblüten zu veröffentlichen, daß sie auf eine Novene zu unserm hochseligen Vater Stifter, Abt Franz Pfanner, in einem schwierigen Anliegen Hilfe gefunden habe. Veröffentlichung war versprochen.

Allerlei Anekdoten

„Eine wahre Schande“, sagte entrüstet ein Lehrjunge zu seinem Kameraden, „mein Meister kann sich immer noch nicht in das neue Metermaß finden, er schlägt noch immer mit der Elle.“

„Schlechte Aussicht.“ Frauenvereins-Dame: „Sagen Sie, liebste Frau Rätin, hätte ich wohl von Ihrem Herrn Gemahl eine kleine Spende zu unserer Wohltätigkeitsanstalt zu erwarten?“ — Rätin: „Aber ich bitte Sie, der gibt gewöhnlich nichts, und selbst das nur sehr ungern.“

„Abgefahren.“ In einer landwirtschaftlichen Ausstellung wollte ein naseweises städtisches Herrlein einen Bauer, der eben eine neue Dreschmaschine genau betrachtete, necken, indem er zu ihm sagte: „Gelt da schaut ihr dummen Bauern, daß es zum Dreschen auch noch Maschinen gibt!“ Bauer: „D, na, da wundre ich mich gar nicht drüber, aber das kommt mir spaßig vor, daß es trotzdem noch so viele Flegel gibt.“

„Am Eisenbahnschalter.“ Frau: „Sie, wann kommt denn die Eisenbahn?“ Beamter: „Was für eine?“ Frau: „Ei die, mit der wir fahren, wir haben schon bezahlt.“ Beamter: „Ja, wo wollen sie denn hin?“ Frau: „Ei heim!“

Lehrer: „Weißt du etwas von Adam und Eva?“ — Schüler: „Ja, die kenn ich gut; der Adam ist unser Hausknecht und die Eva kommt jeden Samstag betteln.“

Bilder-Rätsel



Auflösung des Bilder-Räfels aus der vor. Nummer

Geben ist seliger als nehmen.